
Ingo Baldermann

Biblische Worte als Lebensbrot für Kinder

Immer wieder erschrecke ich, wie wenig ich an den Erfahrungen von Menschen in anderen Regionen der Erde Anteil habe. Zumal in den westlichen Metropolen sind wir in der Gefahr, zu vergessen, wie es draußen zugeht, dort wo das Wasser nicht aus der Leitung kommt und Eltern oft nicht wissen, was sie ihren Kindern morgen zu essen geben.

Das Tröstliche an den Erfahrungen, von denen ich Ihnen berichten will, war nicht zuletzt, dass sie diese Begrenzung durchbrochen haben. Ich habe Reaktionen aus ganz unterschiedlichen Kontexten bekommen, aus der DDR, die damals ein sehr fernes Land für uns war, und aus den USA, aus Benin City und aus Australien, und alle zeigen, wie lebensnotwendig es für Kinde heute ist, Hoffnung zu lernen, so notwendig wie das tägliche Brot. Aber wie kann das gehen: Hoffnung lernen?

Alle wichtigen Entdeckungen wachsen aus den ganz einfachen Fragen. Ich möchte Sie mitnehmen auf eine Entdeckungsreise, die durch eine Kinderfrage angestoßen worden ist; genauer muss ich sagen: erzwungen. Sie traf mich ganz unerwartet und hat mich genötigt, mit meiner Arbeit noch einmal ganz von vorn zu beginnen, mit der Grundfrage alle Didaktik:

Was ist für Kinder heute lebensnotwendig?.

Ich erinnere mich noch sehr gut: Es war am Anfang der 70er Jahre, also in einer Zeit der neu aufbrechenden großen politischen Fragen; ich unterrichtete damals zusammen mit Studierenden in der Anfangsklasse eines Gymnasiums. Da kamen nach dem Unterricht ein paar Kinder, 10 oder 11 Jahre alt, zu uns; sie hatten eine Frage, die uns ganz unerwartet traf. Mit dem ganzen Charme der Unbefangenheit dieser Altersstufe sagten Sie: „Jetzt sagen Sie uns als Religionslehrer mal ganz ehrlich: Glauben Sie, dass wir noch erwachsen werden?“

Das ging mir durch und durch. Es hieß doch: Haben wir überhaupt noch eine Chance? Ich hatte diese Frage jedenfalls nicht selbst heraufbeschworen, hatte mich vielmehr um einen heiteren, Kreativität freisetzenden Unterricht bemüht. Später wurde deutlich, dass es tatsächlich Erfahrungen tiefgehender ökologischer Zerstörung waren, die diese Kinder, die dafür sensibler waren als ich damals, so bedrohlich empfanden.

Sie hatten ausdrücklich gesagt, dass sie eine ehrliche Antwort wollten, nicht eine Begütigung. Ehrlich aber konnte ich ihnen nicht sagen: Ihr müsst gar keine Sorge haben, wir, die Erwachsenen, haben alles voll im Griff, die Folgeschäden der Chemie und die nukleare Entsorgung, die Abgase und das Ozonloch. Sie wollten auch keine Vertröstung: Das wahre Leben wartet ohnehin erst im Jenseits auf euch. Hinter ihrer Frage stand die Angst, ob wir, die Erwachsenen, ihnen noch die Chance gäben, ihr Leben hier auf der Erde zu leben. Wonach sie uns fragten, das war eine glaubwürdige Hoff-

nung, die ihnen half auf dem schwierigen Weg, erwachsen zu werden, und die elementar genug war, ihrer Angst standzuhalten.

Uns war auch klar: Mit einem problemorientierten Unterricht, etwa mit Belehrungen über die Angst, kämen wir an diese Angst gar nicht heran. In der Bedrängnis dieser Frage lasen wir, Studierende und ich, schließlich die Psalmen, in der Erwartung, dort etwas anderes als Belehrung zu finden, eine andere Sprache, die mehr von den elementaren Erfahrungen zwischen Angst und Hoffnung zu sagen weiß; und tatsächlich fanden wir Worte, die ganz unmittelbar zu uns redeten und von denen wir meinten: Das verstehen auch Kinder. Das waren Worte, die wir nicht erklären mussten, etwa die Klage am Anfang des 69. Psalms:

Ich versinke in tiefem Schlamm, wo kein Grund ist.

Ich sage noch einmal: Wir wollten die Kindern nicht belehren über den Umgang mit der Angst und über die Hoffnung, die Christen dagegenzusetzen haben. Wir wollten sie nicht in einem klug gelenkten Gespräch zu einer Lösung ihres Problems führen. Wir hatten ja selbst keine Lösung für ihre durchaus begründete Angst. So sagten wir uns: Helfen können wir diesen Kindern nur, wenn es uns gelingt, sie mit hinein zu nehmen in das Gespräch der Psalmen, ein Gespräch um Angst und Hoffnung, mit der eigenen Seele und mit Gott.

Erste Schritte

Das Wort aus dem 69. Psalm stand ohne Kommentar an der Tafel, und die Kinder ließen sich darauf ein. Ich zitiere ein kleines Stück aus solch einem Gespräch in einem vierten Schuljahr:

Das hört sich traurig an, wenn man das liest.

Da kann man auch denken, irgendwie - dass man in Dunkelheit versinkt, dass keiner mehr mit einem spielt.

Das macht traurig.

Wenn man ganz alleine ist...

Wenn man dadrin versinkt, dass man um Hilfe schreit und keiner da ist.

Wenn du einsam und ganz allein in dem tiefen Loch bist, wo dich keiner mehr raus-holen kann.

Und schließlich, nach einigen Äußerungen anderer Kinder, sagt der gleiche Junge noch einmal, jetzt stockend, mit Pausen:

... dass der Schlamm bedeuten soll, dass ... Traurigkeit ohne Grund ... dass sie nicht aufhört, ... unendliche Traurigkeit...

Sie merken selbst, was in diesem Gespräch geschieht: Die Kinder reden nicht *über* den Bibeltext, sondern der Satz aus dem Psalm hat sie angestoßen, in sich selbst nach Erlebnissen oder Stimmungen zu suchen, die sich damit verbinden lassen; der Gesprächs-impuls zielt nicht auf richtige Antworten und Lösungen, sondern auf eigene Erfahrun-

gen. Manche Äußerungen bewegen sich noch behutsam tastend auf diesem ungewohnten Feld, doch dann kommen immer deutlicher eigene Erfahrungen ans Licht, aus der Tiefe der Erinnerung, die ohne den Anstoß des Psalms wohl nie mehr eine Sprache gefunden hätten.

Es gab noch andere Worte, an denen sich ganz ähnliche Gespräche entzündeten, etwa:
Ich habe mich müde geschrien, mein Hals ist heiser, weil ich so lange warten muss (Ps. 69,4).

Wir schrieben solche Worte auf große Blätter, sie lagen, wenn wir im Stuhlkreis saßen, in der Mitte oder hingen an den Wänden. Erstaunlich war dann, nach welchen Worten die Kinder immer wieder griffen:

Ich rufe täglich und du antwortest nicht. (Ps. 22,3)

Ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß. (Ps. 31,13)

Meine Seele will sich nicht trösten lassen. (Ps. 77,3)

und auch dies, zu unserem Erschrecken:

Ich habe mehr Feinde als ich Haare auf dem Kopf habe. (Ps. 69,5)

Eine Lehrerin in Österreich zeigte mir einmal ein Blatt, das in einer integrierten Klasse von gesunden und behinderten Kindern eines von den behinderten Kindern zu diesem Vers geschrieben hat:

Ich habe mehr Fehler als Haare auf dem Kopf,
und darunter stehen die Sätze:

Ich habe manchmal Angst beim Essen.

Alle können alles und alleine essen.

Alle können mit der Hand schreiben und malen.

Alle können alleine gehen.

Alle können sprechen.

Alle können Ball spielen.

Manchmal bin ich traurig.

Ich sitze im Rollstuhl und kann nicht Fußball spielen.

Verbindende Erfahrungen

Bei dem, was im Umgang mit solchen Worten der Psalmen zutage kam, in den Gesprächen oder in dem, was die Kinder dazu malten oder schrieben, hielten wir manchmal den Atem an. In einer paradiesischen Anfangsphase dieses Unterrichts hatten wir noch alle Kinder gemeinsam in der Klasse, katholische und evangelische, muslimische und ganz und gar unreligiös erzogene. Das ist gewiss noch nicht die große Ökumene der Religionen, doch für uns war diese unmittelbare Kommunikation aller Kinder mit einem Bibelwort, das ihnen auf einmal Sprache leiht für sonst unausgesprochene Erfahrungen, ein geradezu überwältigender Anfang.

Ich erinnere mich noch an eine kleine Muslimin, die sich das Wort ausgesucht hatte: *Ich rufe täglich und du antwortest nicht!* Sie malte dazu ein Bild, auf dem sie selbst mit einem Kopftuch in Gebetshaltung auf einer leuchtend grünen Wiese kniet, doch an den Rändern schon wird das Bild beklemmend grau, und über ihr ist der Himmel tiefschwarz. Was tragen solche Kinder für spirituelle Erfahrungen mit sich, die in der Regel nie zur Sprache kommen!

Uns war klar, dass für den Umgang mit der eigenen Angst damit ein entscheidender Schritt getan war: die Angst benennen zu können. Das ist etwas anderes als in dem dumpfen Gefühl zu verharren: Ich hab so Angst! Es stimmt nicht, dass die Angst beten lehrt, sondern meist macht sie stumm - und einsam. Einen Namen für sie zu finden, ein Wort, ein Bild, ist der erste Schritt, mich aus ihrer Umklammerung zu lösen.

Sprache finden für solche Erfahrungen: das ist nun aber wie ein Gegenprogramm zu der grassierenden Inflation der Worte, in der wir uns finden. Täglich fallen sie über uns her, auch schon über unsere Kinder, von allen Seiten, gedruckt oder elektronisch, mühelos vervielfältigt, oft genug unerträglich platt und brutal, ein lauter Schwall. Sie geben sich bedrohlich oder verführerisch und sind doch meist nur Belanglosigkeiten. Wie schwer ist es, unter ihnen die wichtigen Worte herauszuhören.

Wenn dann der Ernstfall eintritt, verschlägt es uns auf einmal die Sprache: Große Liebe und überwältigendes Glück machen uns ebenso sprachlos wie Leid, Abschied und Tod. In solchen Begegnungen suchen wir nach Worten, die überhaupt noch sprechen. Wir finden sie in den Psalmen, sie helfen uns, nicht völlig die Sprache zu verlieren. Woher haben sie dieses Gewicht?

Eine Sprache für die Seele

Wir haben uns immer gewundert, wie es kommt, dass Kinder ohne Erklärungen die Metaphern der Psalmen verstehen, obwohl sie aus einem völlig anderen kulturellen Kontext stammen. Aber die "gewaltigen Stiere, die mich umringen", kennen sie aus ihren Träumen, ebenso wie das Ausgleiten und Fallen, das Versinken im Schlamm oder auch das: Gelähmt sind mir Hände und Füße (Ps. 22,17 im hebr. Text). Die Psalmen gewinnen ihre Sprache in der Tiefe unserer Träume, sie sprechen die Sprache der Seele.

Das aber können Kinder selbst entdecken; sie kennen die anklagende trostlose Seele:

Meine Seele will sich nicht trösten lassen. (Ps. 77,3)

wie auch die getröstete, still gewordene Seele:

Meine Seele ist stille

zu Gott, der mir hilft. (Ps. 62,2)

Die Seele ist nicht blind; sie kann staunen und begreifen, was es heißt,

dass ich wunderbar gemacht bin.

Wunderbar sind deine Werke,

das erkennt meine Seele. (Ps. 139,14)

Es gibt also in den Psalmen nicht nur die Sprache der unruhigen Seele, sondern auch Worte gegen die Angst. Aber wir müssen sie suchen. Und wenn sie Kindern helfen sollen, müssen sie ebenso elementar sein wie die Worte der Klage, in denen die Kinder sich selbst fanden. Auch meine Seele braucht, wenn es hart auf hart kommt, solche ganz einfachen Worte. Ich komme darauf noch zurück.

Alphabetisierung in der Sprache der Hoffnung

Uns ist erst viel später klar geworden, in welche Nähe wir uns mit dieser Arbeit zur Theologie der Befreiung begeben hatten. Es war "kontextuelle Exegese", die wir da mit den Kindern betrieben: Auslegung der Bibel nicht aus dem historischen oder literarischen Kontext, sondern unmittelbar aus dem Kontext des eigenen Lebens, aus dem Gespräch mit den eigenen Erfahrungen und Erinnerungen.

Und ganz offenkundig wirkten die Bibelworte befreiend: Sie gaben den Kindern die Möglichkeit, erst einmal Distanz zu ihren Angsterfahrungen zu gewinnen und frei zu werden von ihrer diffusen Allgegenwart; dann nach Gegenerfahrungen Ausschau zu halten und nach Worten, mit denen sie sich in die Gegenwart holen ließen. Dadurch gewinnen sie Selbstbewusstsein und Widerstandsfähigkeit; beides ist lebensnotwendig für sie, und sie begreifen das auch.

Insofern hat unser Umgang mit den Psalmen etwas mit Alphabetisierung zu tun: Es ist ein Erlernen der Sprache der Hoffnung von den ganz elementaren Anfängen an. Wenn die Kinder endlich beginnen, ihre Erfahrungen von Angst und Einsamkeit in Sprache zu fassen, wird die ausweglose Herrschaft der Angst aufgebrochen. Das Aussprechen hilft zum Umgang mit der Angst und mit den tiefsitzenden Verletzungen. Und dieser Umschwung vollzieht sich schon in der Klage; sie ist der erste Schritt auf dem Weg, Hoffnung zu lernen.

Geborgenheit mitten in der Angst

Aber noch mehr ist möglich. Ich sprach von Gegenerfahrungen; auch sie haben in den Psalmen Sprache gefunden: Da sind Worte, die von Vertrauen und Geborgenheit, nicht erst jenseits oder abseits der Angst, sondern inmitten der Angst. Das ist charakteristisch für den Umgang der Psalmen mit der Angst: Das Problem der Angst wird nicht "gelöst"; wer von uns hätte im Ernst eine Lösung für den täglichen Kampf mit der Angst? Aber wir können der Angst Gegenerfahrungen entgegensetzen - wenn wir eine Sprache dafür haben, die der Suggestion der Angst standhält.

Theologisch noch so richtige Sätze sind ohnmächtig gegen die Angst, erst recht die Sprache der Appelle; hier hilft nur eine Sprache, die eine andere Wirklichkeit aufschließt:

Deine Hand hält mich fest. (Ps. 63,9)

Du hältst mir den Kopf hoch. (Ps. 3,4)

Du bist bei mir. (Ps. 23,4)

*Von allen Seiten umgibst du mich
und hältst deine Hand über mir. (Ps. 139,5)*

Ich werde nicht sterben, sondern leben. (Ps. 118,17)

Dazu gehören auch die schönen Namen Gottes, an denen die Psalmen so reich sind: Du bist mein Fels, meine Burg (31,4), mein Licht (27,1), mein Schirm (32,7), meine Zuflucht (91,9), Du bist der Gott, der mir hilft (25,5). Kinder begreifen auf Anhieb das Tröstliche dieser Worte, sie verstehen, dass sie unmittelbar mit ihren Erfahrungen der Angst und der „Traurigkeit ohne Grund“ zu tun haben. Das Tröstlichste von allen aber ist: Du bist bei mir (Ps. 23,4).

Die Kinder beziehen diese Du-Sätze zunächst auf zwischenmenschliche Erfahrungen; wie schön es ist, wenn die Mutter auf einmal sagt: Ich bin doch da, ich bin bei dir! Und davon erzählen auch solche Kinder in ganz warmen Worten, von denen wir wissen, dass sie selbst diese Erfahrung höchst selten machen, wenn überhaupt. Kinder haben bis zu einem gewissen Grade noch die Kraft, Defizite in Sehnsucht zu verwandeln, und die Psalmen helfen ihnen, dieser Sehnsucht Sprache zu geben.

Irgendwann kommt dann auch die Einsicht, vielleicht nur als Frage: Das kann ich auch sagen, wenn ich ganz allein bin -? Und damit sind wir auf einmal an der Schwelle der Erfahrung, die wir mit dem Wort Gott meinen. Hier beginnen auch Kinder ohne religiöse Sozialisation zu begreifen, dass wir mit dem Wort „Gott“ von einer Wirklichkeit sprechen, die sie als Trost und Geborgenheit und als Quelle neuen Mutes erfahren können.

Die Bibel kommt uns hier weit entgegen. Der Name Gottes, mit dem er sich selbst zu erkennen gibt, heißt in der hebräischen Bibel: Ich bin da (Ex. 3,14). Dass es möglich ist, Kindern diese Erfahrung zu öffnen, in der Gott nicht mehr erschreckend und zu tiefst ambivalent ist, sondern ganz eindeutig, ganz tröstlich, ganz mir zugewandt: das war am Ende für mich die größte Entdeckung auf dieser Reise.

Hoffnung wächst aus Erfahrung

Sprache gewinnen und sensibel werden für diese Erfahrung: Das befreit von dem törichten Streit, ob "es Gott gibt" oder nicht - wie soll in solcher Sprache überhaupt Sinnvolles zur Gottesfrage gesagt werden können? Wer bin ich denn, dass ich mir anmaßen könnte, so "über" Gott zu reden? Nicht die Sprache des distanzierten Redens "über" Gott, sondern nur die Sprache der Anrede, der Klage, des Vertrauens, des Lobes, das Nennen seines Namens, das Suchen und Finden von Geborgenheit kann Kindern eine Ahnung dieser Wirklichkeit eröffnen.

Hoffnung lässt sich nicht lernen abseits dieser Gotteserfahrung. Doch die Vertrauensworte der Psalmen sind erst die Schwelle, über die hinweg ich die ersten Schritte wage. Hoffnung braucht noch anderer Erfahrungen, wie sie in den großen Lobpsalmen zur Sprache kommen, die meine Augen dafür öffnen, wie ich eingebettet bin in ein Netz, das mich trägt, quellendes Wasser und Bäume, Luft zum Atmen und aufgehende Saat, soviel Licht und Farbe und Schönheit um mich, die Weite des gestirnten Himmels über

mir und das tiefe Wunder des Lebens in dem neu geborenen Kind (Ps. 8,4f; 139,16). Das Leben ist voller Wunder, die mich drängen, nach dem Ursprung zu fragen, und daran lerne ich, wie das große Glück und die Geborgenheit in der Angst aus der gleichen Hand kommen.

Ich brauche die ganze Weite der Gotteserfahrung, um Gegenerfahrungen gegen die Macht der Hoffnungslosigkeit zu mobilisieren; will ich Hoffnung lernen so muss ich sie täglich im Angesicht der immensen Zerstörungen und der überbordenden Gewalt, wie sie Kinder täglich in den Nachrichten im Fernsehen erleben neu buchstabieren. Die Bibel sagt noch mehr dazu:

Da ist der Mann aus Nazareth, Jesus, der dieser Übermacht der Gewalt die Stirn bietet, der radikal Nein sagt zu aller Faszination der Gewalt, sei es militärische imperiale Stärke oder terroristische Gegengewalt, der das Feuer einer Hoffnung entfacht, die gewaltlos die Erde wieder verwandeln will in einen Garten der Menschlichkeit. Entgegen der lähmenden Hoffnungslosigkeit im Angesicht der erdrückenden Übermacht der Mächtigen sagt er so ungeheuerliche Sätze wie diese am Anfang der Bergpredigt:

*Die Hungernden werden satt,
die Trauernden werden getröstet,
die Weinenden werden wieder lachen,
den Sanftmütigen gehört die Erde!*

Und damit vertröstet er nicht, sondern er öffnet er den Menschen Augen und Ohren und bringt die hoffnungslos Gelähmten wieder auf die Beine. Von diesem Wunder erzählen viele Geschichten im Neuen Testament.

Wir haben Kindern diese Sätze vorgelegt, ohne weitere Erklärung, wie die Sätze der Psalmen; wir haben zunächst nicht einmal gesagt, wer diese Sätze gesagt hat. Und wieder haben wir erlebt, dass die Kinder diese Sätze ganz unmittelbar verstanden und sich darauf einließen. Offensichtlich dachten sie dabei an die Bilder aus den Nachrichten im Fernsehen; und wir hatten den Eindruck: sie waren wie befreit, dass endlich einmal etwas anderes dazu gesagt wurde als nur das übliche: Wir können ja doch nichts ändern! Es war zu merken, wie der Funke der Hoffnung übersprang, und die Kinder begannen in Worten und Bildern den Traum einer neuen Welt zu träumen, in die sie leben möchten. Und nie hat ein Kind dabei gesagt: Das geht doch gar nicht! oder: Wir können ja doch nichts machen!

Und jetzt wurden die Geschichten, die von Jesus erzählt werden, die sie längst kannten, für sie neu beredt: wie hoffnungslos kranke verzweifelte Menschen unter seinen Worten und Händen wieder Mut fassen und gesund werden. Wir begriffen: Auf einmal waren sie für die Kinder zu lebensnotwendigen Hoffnungsgeschichten geworden; sie fanden sie sich selbst darin wieder. Die Worte der Psalmen waren dabei ganz unerwartet zu einer Brücke geworden, die trug; doch das kann ich jetzt nicht mehr eingehender beschreiben. Ich breche meinen Bericht hier ab.

Ein Lernen, das niemals endet -

so beschrieb Manes Sperber den Umgang mit der Bibel im Judentum von Kind auf, und er fügt hinzu: „Den Gelehrten nannte man nicht den Gelehrten, sondern den Lerner“. Das ist die Rolle der Lehrenden, die wir in diesem Unterricht auch erfahren haben: Die Psalmen machten uns alle gemeinsam zu Lernenden, oft so, dass erst die Äußerungen der Kinder uns die Augen öffneten für eine Tiefe, die wir vorher gar nicht wahrgenommen hatten.

So befreite uns dieser Unterricht aus der Rolle der Alles-schon-Wissenden; wir wurden selbst wieder zu Entdeckenden. Die Worte der Psalmen und die Worte der Bergpredigt begleiteten die Kinder und füllten sich mit neuen Erfahrungen. Wir haben den Kindern nie aufgetragen, etwas "auswendig" zu lernen; doch diese Sätze hafteten fest in ihrer Erinnerung, einfach durch die Art, mit der sie und wir im Unterricht damit umgegangen waren. Es waren Worte, die auch dann noch zu ihnen sprechen konnten, wenn sie allein waren: eine Entdeckungsreise, auf der die Kinder mit ihren eigenen Erinnerungen auch ihre eigenen Ressourcen und Widerstandskräfte neu entdecken konnten.

Was sich da bei uns im Unterricht ereignet hat, war noch kein interreligiöser Dialog, nur einfach praktizierte Ökumene im Kleinen. So etwas gelingt, wenn wir nicht *über* die Religionen und ihre unterschiedlichen Vorstellungen und Rituale reden, sondern die einfachsten Formen ihrer Sprache aufsuchen. Die finden wir in der Bibel sehr eindringlich und schon Kindern unmittelbar zugänglich in dem großen Gebetbuch der Psalmen.

Die Psalmen der Bibel sind ein Buch, das uns wie wenig andere verbindet: Für Juden wie Christen, Katholiken wie Protestanten ist es ein Buch intensiver eigener Erfahrung. Diese Gemeinsamkeit schlägt Brücken auch über tiefe soziokulturelle Gegensätze hinweg. Ich sprach anfangs schon von bewegenden Rückäußerungen aus sehr gegensätzlichen Kontexten. Sie alle sprechen von ganz ähnlichen Erfahrungen mit Kindern, denen die Psalmen auf einmal ihre Sprache liehen für Verletzungen und Ängste, für Geborgenheit und Hoffnung.

Dabei ging es um Erfahrungen mit den Gebeten der Bibel, den Psalmen. Ich wüsste gern, ob im Koran ähnliche Entdeckungen mit Kindern zu machen sind; was von den „schönen Namen Gottes“ gesagt wird, könnte ja in die gleiche Richtung weisen.

Davon würde ich gern mehr erfahren, und auch außerhalb der Heiligen Schriften, die Juden, Christen und Moslems miteinander verbinden, wird es ähnlich elementare Texte geben, Überlieferungen, in denen Kinder sich selbst und das Wunder des Lebens neu entdecken: geborgen und beschenkt und so auch widerstandsfähig gegen das zerstörerische Treiben der Erwachsenen.

Ich habe noch immer einen Dreizeiler im Ohr, mit dem ein Mädchen, elf oder zwölf Jahre alt, eine knappe treffende Sprache fand für dieses Vertrauen:

*Wenn Gott sieht,
ich bin glücklich,
freut er sich!*